

FLORIAN HERB  
LISELOTTE,  
FRÄULEIN  
NOWAK  
UND DER  
GRIECHE

ROMAN



ulstein

# 1.

»Wenn du nicht schon tot wärst, so würde ich dich jetzt umbringen!«, schnaufte Liselotte Günther empört der blankpolierten schwarzen Urne nach, die die Asche ihres geliebten Ehemannes Franz Ferdinand enthielt, als diese schon fast in dem kleinen, dunklen Erdloch ihres Ehegrabs auf dem Friedhof Wilmersdorf verschwunden war.

Mit Tränen in ihren blaugrauen Augen schaute sie auf und suchte flehend den strahlenden Berliner Morgenhimmel ab. Das Räuspern des beleibten Pfarrers, der dabei weniger dezent auf seine klobige Armbanduhr schaute, riss sie aus ihren Gedanken. Liselotte bedachte ihn kurz mit einem strafenden Blick, der den Pfarrer beinahe auf direktem Wege zu seinem Herrn und Gebieter geführt hätte. Dann entnahm sie dem Messingeimer neben dem Grab barsch eine Schaufel Sand und verteilte die Ladung so unsanft über das Gelände, dass die Hälfte auf der Sutane des Geistlichen landete.

»Das ist einfach ungeheuerlich! Und dabei hattest du mir zu meinem zwanzigsten Geburtstag versprochen, mich nie wieder alleine zu lassen. Und nun das!«, verabschiedete sich Liselotte mit zittriger Stimme von ihrem Mann. Sie stampfte vor Wut auf und brach sich dabei den linken Absatz ihres bordeauxroten Pumps ab. Als ob nichts geschehen wäre, drehte sie sich auf dem intakten Schuh gelenk um, schlug

den Kragen ihres beigen Jobis-Mantels hoch und hinkte, die Hand mit der Schaufel drohend erhoben, den Kiesweg entlang.

Noch am Westausgang hörte der sichtlich verstörte Pfarrer Frau Günther vor sich hinschimpfen: »Ich komme wieder, mein lieber Franz Ferdinand! Oh ja! Ich komme wieder!«

Nachdem Liselotte das Portal des Friedhofs durchschritten hatte, schnaufte sie tief durch, steckte das Schäufelchen wie ein vertrautes Accessoire in ihre braune Kelly-Bag, schaute sich kurz um und humpelte stoisch an der verwitterten Friedhofsmauer entlang zum Haupteingang zurück.

Dort positionierte sie sich direkt vor dem klassizistischen Kuppelbau des stillgelegten Krematoriums und richtete ihren Blick starr auf die gegenüber stehende Platane.

»Na, auf Ihren Gatten können Sie ja kaum warten!«, witzelte der Bestattungsunternehmer Adam Andowski jr. im Vorbeigehen hinter Liselotte Günthers Rücken, zündete sich mit seinen Wurstfingern unbeholfen eine Roth-Händle ohne Filter an und stellte sich, süffisant grinsend, neben sie in die Sonne.

Der Erfolg, den die Bestatterfamilie Andowski bereits in der vierten Generation feierte, gründete sich allein auf der Tatsache, dass sie im Branchenbuch an erster Stelle stand. Wie so vielen hatte auch Liselotte nach dem unerwarteten Ableben ihres Mannes die Kraft gefehlt, die Branche genauer unter die Lupe zu nehmen.

Es lag nicht an der geschmacklosen Bemerkung, dass Liselotte für einen Moment ins Wanken geriet, sondern daran, dass sie dieser adipöse Mensch ungewollt auf ihren törichten Irrtum aufmerksam gemacht hatte.

Franz Ferdinand würde nie wieder mit dem weißen Scirocco um irgendeine Ecke biegen und aussteigen, um den Wagen herumlaufen, ihr galant und mit einem liebevollen Lächeln die Tür aufhalten, den Gurt reichen, sanft die Tür schließen, selbst hinter dem Steuer Platz nehmen und sachte anfahren. Nicht hier in Berlin und auch nicht mehr auf Sylt.

Liselotte unterdrückte das Verlangen, die kleine Schaufel aus ihrer Handtasche zu befreien und ihren Ärger über ihre eigene Dummheit auf Herrn Andowskis kahlem Kopf auszulassen. Stattdessen schob sie sich elegant durch seinen Zigarettennebel, hob fast unmerklich ihre rechte Hand und wartete darauf, dass sich der blankgewienerte Wagen vom Taxistand löste und vor ihr zum Stehen kam.

Der Fahrer des Taxis war der erste Mensch des Tages, der es vermochte, Liselotte positiv zu überraschen. Er zeigte Manieren, stieg aus seinem Wagen, öffnete ihr höflich die hintere rechte Tür, schloss sie wieder, setzte sich zurück an seinen Arbeitsplatz und schaute geduldig vor sich hin, bis sich sein Fahrgast dazu entschließen würde, ihm die Zieladresse zu benennen.

Liselotte ließ sich Zeit. Zuerst schnallte sie sich gewissenhaft an, entnahm danach ihrer Handtasche einen lack-schwarzen Taschenspiegel, öffnete ihn, überprüfte den Sitz ihrer Bobfrisur, frischte ihren perlmuttfarbenen Lippenstift auf, verstaute alles wieder sorgfältig und beugte sich dann vor.

»Damaschkestraße sechsunddreißig«, instruierte sie den Chauffeur in ihrem klaren Hochdeutsch, machte ein Hohlkreuz, schlug ihre Beine übereinander und legte ihre von Altersflecken übersäten Hände in den Schoß ihres weißen

Seidenrocks. Liselottes Blick blieb an ihrem weißgoldenen Ehering hängen und erinnerte sie schonungslos daran, was sie seit genau vier Tagen war: eine 82-jährige verwitwete Frau.

Der Taxifahrer gab sanft Gas und fädelt den Wagen routiniert in den Verkehr ein. Mit jedem Meter, den sie auf dem flimmernden Asphalt zurücklegten, sank Liselotte weiter in den ledernen Rücksitz ein.

Als das Taxi auf Höhe ihres Wohnhauses stoppte, nahm sie sich zusammen, tupfte sich mit einem blassblauen Stofftaschentuch die Tränen aus den Augenwinkeln und schnäuzte sich dezent.

Also nein, dass sie sich so gehen ließ, das hätte ihr Franz Ferdinand sicherlich nicht gewollt! Sie richtete sich kerzengerade auf, öffnete die Hintertür, setzte ihren intakten Stöckelschuh auf die Straße und zögerte einen Augenblick.

Wehmütig glitt ihr Blick hoch zu den leblos wirkenden Doppelfenstern im vierten Stock des Gründerzeithauses. Ein Stich durchdrang ihr Herz. Sie fühlte sich plötzlich unfähig, das Taxi zu verlassen, über den Bordstein zu schreiten, die hölzerne Flügeltür aufzuschließen, die im Schachbrettmuster ausgelegten Steinfliesen des Entrees zu überwinden, die morsche Treppe mit dem abgeblätternen Handlauf hinaufzusteigen, um letztendlich vor ihrer Wohnungstür anzukommen, hinter der einzig eine eisige Leere auf sie wartete.

»Fahren Sie mich zum Kurfürstendamm achtzehn!«, bat sie, nahm ihren Fuß wieder von der Straße und schloss die Tür.

Keine zehn Minuten später hielt das Taxi direkt vor dem Café Kranzler, vor dessen Eingang sich eine undurchdringlich wirkende Gruppe schwarzgekleideter Asiaten befand, die mit ihren Digitalkameras emsig Bilder von den rot-weißen Markisen aufnahmen.

Das hatte es hier ja noch nie gegeben! Erstaunt musterte Liselotte den Auflauf und überlegte, ob sie ihn umgehen sollte.

Nein, beschloss sie, schließlich verkehrte sie hier schon seit 1934. Selbstbewusst verließ sie den Wagen und ging auf die Ansammlung zu.

Unerwartet, wie das Rote Meer zu Zeiten Moses, öffnete sie sich vor ihr, um sich gleich wieder hinter ihr zu schließen. Da gab es auch kein Durchkommen mehr für den Taxifahrer, der entgeistert vor der schwarzen Wand stand und vergeblich versuchte, seiner säumigen Kundin hinterherzueilen.

Dass Liselotte einfach ohne zu zahlen das Taxi verließ, musste man ihr nachsehen, denn bis vor vier Tagen hatte ihr Mann Franz Ferdinand solche monetären Vorgänge für sie erledigt.

»Es ist kein Wunder, dass das Land langsam, aber sicher vor die Hunde geht, wenn sich noch nicht einmal mehr die Senioren an die rudimentärsten Grundregeln des menschlichen Zusammenlebens halten!«, schimpfte der Taxifahrer. Die Touristen lächelten ihn höflich an und lichteten ihn ab.

Schnaufend kehrte er in seinen Wagen zurück, schnappte sich desillusioniert den Leitartikel der ZEIT vom Beifahrersitz und wartete lesend auf seine nächste Tour.

Winfried Tamm, dienstältester Oberkellner des Café Kranzler, der für sein Alter erschreckend gut aussah, hatte in sei-

nen vierzig Dienstjahren nur zwei Kategorien von Kunden kennengelernt: diejenigen, die es verdienten, von ihm bedient zu werden, und diejenigen, die es nicht verdienten. Der Anteil der zweiten Kategorie hatte seit der Wende inflationär zugenommen. Aber er war es sich selbst schuldig, jeden Gast in seinem Verantwortungsbereich an einem gleichermaßen perfekten Service teilhaben zu lassen. Mit der Zeit hatte er subtilere Formen gefunden, seinem Unmut Ausdruck zu verleihen.

Er war gerade dabei, einer schlechtgekleideten Saarländerin und ihrer penetrant auftretenden Begleitung anstatt des bestellten entkoffeinierten Kaffees einen doppelten Espresso zu servieren, als er im Augenwinkel Liselotte Günther wahrnahm. Wie ein verlorengegangenes Kind stand sie, ohne die Begleitung ihres Mannes, inmitten der Rotunde. Das war bisher noch nie vorgekommen. Normalerweise betrat das Ehepaar Günther immer gemeinsam den Eingangsbereich und wartete geduldig darauf, an seinem angestammten Tisch platziert zu werden. Was noch nie länger als eine halbe Minute gedauert hatte.

Alarmiert ließ er die überschwappenden Tassen auf den Tisch der Damen gleiten und eilte seiner Lieblingsstammkundin zu Hilfe. Schon aus einiger Entfernung erkannte Winfried Tamm in den geschwollenen Augen von Frau Günther, dass ein Teil in ihr gestorben sein musste. Aufmerksam und ohne sich etwas anmerken zu lassen, empfing er sie. Er nahm ihr den Mantel ab, setzte ein Paar aus Italien aus der ersten in die zweite Reihe, ließ abräumen und den Tisch neu eindecken und schob Frau Günther galant den Stuhl unter.

»Wie immer, Frau Günther?«

»Wie immer, Herr Tamm!«

Dankbar, gerettet worden zu sein, ohne weitere Fragen beantworten zu müssen, lehnte sich Liselotte zurück und starrte gedankenversunken auf den Kurfürstendamm. Unten auf der Straße machte sie das Taxi aus, das sie vor wenigen Minuten verlassen hatte. Erschrocken riss sie ihre Augen auf und hielt sich die Hand vor den Mund.

Du liebe Güte, ich habe ihn ja gar nicht bezahlt!, durchfuhr es sie. Hektisch öffnete sie ihre Handtasche und suchte nach ihrem Portemonnaie – vergeblich.

Auch als Herr Tamm die Schwarzwälder Kirschtorte, den Schümli-Kaffee und einen Amontillado servierte, fehlte noch immer jede Spur von ihrer Geldbörse. Das Einzige, was sie aus der Tasche heraus anglänzte, war die kleine Schaufel, die sie am Friedhof eingesteckt hatte. Peinlich berührt schloss sie ihre Handtasche wieder und starrte geradeaus. Wenigstens stand das Taxi jetzt nicht mehr an seinem Platz. Liselotte schaute verzweifelt auf ihr Gedeck und schließlich in das Gesicht von Herrn Tamm.

Um zwanzig Uhr trug Herr Tamm die unberührte Schwarzwälder Kirschtorte, den erkalteten Schümli-Kaffee und den erwärmten Amontillado ab.

Irgendwann musste man sich den unangenehmen Dingen des Lebens stellen. Also raffte Liselotte sich auf und verlangte nach der Rechnung, die sie nicht begleichen konnte.

»Welche Rechnung? Sie haben doch nichts verzehrt!« Zum zweiten Mal an diesem Tag half ihr Herr Tamm aus der Bredouille.

Er holte ihren Mantel von der Garderobe, begleitete sie



zur Tür, verabschiedete sich mit einem Handkuss, schloss hinter ihr das Café zu und schaute ihr noch lange nach, wie sie auf ihren kaputten Pumps über den Kurfürstendamm in Richtung Uhlandstraße humpelte.